

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Kunst und Liebe.

Novelle

von

Sophie Verena.

(Fortsetzung.)

„Blick' her, sieh' ihn dort vor Dir den Stammherrn unseres großen erlauchten Geschlechtes, der schon zur Zeit der Kreuzzüge unter Gottfried von Bouillon sich auszeichnete. Seitdem ist nicht einer der nachfolgenden Väter, Söhne, Enkel gewesen, der eine unwürdige, seinen Adel beschimpfende Handlung begangen, wohingegen viele der edlen Ritter noch höheren Ruhm in die Familie gebracht haben, eine Familie, die in ihrer Ausbreitung und weiten Verzweigung wohl fast einzig so fleckenlos dastehen möchte. Die Männer muthig und tapfer, mit Arm und Schwert bereit für ihren König zu streiten und zu sterben, die Frauen ausgezeichnet durch ihren tugendsamen Wandel, gefeiert um ihrer Schönheit willen, als erste Sterne am Hofe ihrer Fürsten strahlend in den jungen Jahren ihrer Ehe, bis sie später, wie es ehrsamem Frauen geziemt, sich auf ihre Schlösser zurückzogen, dort in der Stille ihrer Familie zu leben, ihre Kinder gut zu erziehen, und die Welt nichts weiter von ihnen hörte und nur die nächste Umgebung ihren Namen segnete. So ist es gewesen immerdar. Deine Mutter, die Du so jung verloren, schon von Geburt zur Familie gehörend, war eine rechte wahre Tochter unseres Hauses, eine echte

Perle in dem Schmucke, den die weiblichen Glieder dem starken erlauchten Grafengeschlechte verleihen. Schau' her, Isabelle, sieh' sie alle an, die edlen großen Ahnen, noch darfst Du es wagen, den Blick zu ihnen zu erheben — vielleicht zum letzten Male.“

Des Mädchens wunderbare Augen schweiften gleichgiltig über die vielen vielen Bilder — denn die Familie war eine sehr zahlreiche, — die in den seltsamsten, abenteuerlichsten Anzügen, von den geharnischten Rittern und steifen Edelknaben und Damen mit hohen, gepuderten Frisuren zu den Gestalten einer neueren Zeit übergingen, da wallende Locken und Blumenkränze die Mode bildeten. Die Originale waren längst Staub, doch ihre Portraits schauten aus den goldenen Rahmen fröhlich und lächelnd, oder ernst und düster, je nach ihrer Eigenthümlichkeit, hernieder. Auf den drei letzten und neuesten Bildern, Isabellens Eltern und ihren Bruder darstellend, einen munteren, lebensfrischen Knaben, den sie unendlich geliebt und noch jetzt nach Jahren betrauerte, auf diesen Bildern weilten ihre Blicke mit tiefer Theilnahme und ihre Augen füllten sich mit heißen Thränen. Langsam rollten die klaren Tropfen über ihre blassen Wangen herab.

Der Oheim sah es; er hielt es für Zeit diese weichere Stimmung zu seinem Zwecke zu benutzen.

„Du willst die Erste sein, Isabelle,“ sagte er ernst, fast hart — „die einen dunklen Fleck auf den Glanz unseres Stammbaumes bringen möchte, die Schande auf den alten, reinen Namen häufen wird —“

Wie von einem schweren Schlage getroffen saß

das junge Mädchen empor, zornige Röthe flammte auf ihrem Angesicht und drohende Blicke zuckten in ihren Augen. Die Leidenschaften in dieser Brust zu wecken, schien nicht rathsam.“

„Schande!“ wiederholte sie mit einer Stimme, die vor Erregung ihren weichen Klang verloren, „Schande! Onkel, wähle Deine Worte besser! Ich vermöchte niemals etwas zu thun — nicht nur als Ablömmeling jenes erlauchten Geschlechtes, eine Ehre, auf die ich herzlich wenig gebe, sondern um meiner selbst willen, was mir Schande brächte.“

Die stolze Haltung der Jungfrau, ihre zürnenden, blitzenden Augen, ihre ganze prachtvolle Schönheit, in der sich all die Vorzüge, welche die Frauen der edlen Familie einzeln geschmückt, zu einem vollendeten Ganzen vereinigten, Alles schien einen großen Eindruck auf den alten Herrn zu machen. Nein, sie war nicht aus der Art geschlagen, so reden und blicken konnte nur eine echte Tochter des berühmten Grafengeschlechtes. Ein Strahl der Hoffnung durchzuckte die Seele des Greises.

„Isabelle, wie soll ich Deine Worte deuten? Gott gebe, daß ich das Rechte ahne — so stehst Du ab von Deinem wahnwitzigen Vorhaben? Der Herr segne Dich dafür, Lieblich, meines Herzens Kleinod.“

Zitternd vor Erregung legte der Graf seine Hände auf das Haupt des jungen Mädchens. Sie hätte sie festhalten mögen, um dann mit seinem Segensspruche hinauszuziehen in die Welt, wohin es sie rief mit unabweisbarer Stimme.

„Onkel, lieber Onkel, gieb mir Deinen Segen mit auf meinen Weg! Meinen Entschluß vermag ich nicht zu ändern, er ist kein Ergebnis einer Laune, er entstand aus langen schweren Kämpfen! Onkel, sei mild, sei gütig zu Deiner Isabelle!“

Wie stehend die Augen auf ihn schauten, welche fast demüthige Liebe darin schwamm! Wo bekam er die Kraft her, diesem Zauberblicke ungerührt Stand zu halten? Aber jetzt war auch der Zorn, die Leidenschaft in der Brust des Greises entflammt. Er riß seine Hände unsanft von dem Haupte der Nichte, er stieß die nach ihm bittend ausgestreckten Arme fort und rief verächtlich:

„So geh' in Dein Verderben, Halsstarrige! Werde eine Gauklerin, eine elende Komödiantin mit geschminkten Wangen, und falschem bühnendem Lächeln mit schamlosen Worten auf den Lippen — aber nicht nur, daß ich mich von Dir lossage, Dich enterbe, mein Fluch soll —“

„Halte ein, Onkel, um Gottes Barmherzigkeit willen, halt' ein! Stoße mich von Dir, enterbe mich, doch schleudere nicht Deinen Fluch auf mich! Es muß furchtbar sein, mit einem Fluche beladen durch das Leben zu gehen,“ rief das junge Mädchen schauernd.

„Was fragst Du danach — was ist Dir die Liebe oder der Haß Deines alten Oheims, da Du um einer Laune willen mit Deiner ganzen Vergangenheit und Gegenwart brechen und die schönste, sonnigste Zukunft einem wahnwitzigen Eigensinne opfern willst? Sind wir hier nicht glücklich gewesen, Isabelle,“ — weicher wurde des Sprechenden Stimme — „waren es nicht schöne Tage, die wir hier verlebte in unserem stillen Schlosse, in der herrlichen Natur, durch die Du fröhlich und sorglos umherschweiftest? Bin ich Dir nicht ein guter Onkel gewesen, der Dir die frühverstorbenen lieben Eltern zu ersetzen sich bemühte?“

„Das warest Du, und Gott lohne es Dir! Ehe ich draußen in der Welt gewesen, da lebte es sich hier in dieser Stille wunderbar süß. Die seltsamen Gedanken, welche mich oft erfaßten, das unverständene Sehnen nach etwas Großem, Außergewöhnlichem hatten nicht die Macht mich unruhig oder gar unglücklich zu machen. Draußen beim Herumschweifen durch Park und Wald, oder wenn ich in das Dorf ging, den Armen Wohlthaten und Erquickungen zu bringen, da meinte ich oft, so glücklich wie ich könne sich kaum ein Anderer fühlen. Aber damals war ich ein Kind, ein spielendes, sorgloses Kind, jetzt, seit ich dort in der Residenz war —“

„Verwünscht sei die unselige Reise!“ murmelte der alte Herr.

„Jetzt bin ich zum Denken und Leben erwacht, jetzt weiß ich, daß ich eine Pflicht zu erfüllen habe, daß es mein Beruf ist, Schauspielerin zu werden; um durch Ausübung meines Talentos mitzuarbeiten an der großen Aufgabe, die Kunst in ihrer hehren heiligen Bedeutung immermehr zur Geltung zu bringen, und durch sie bildend und veredelnd auf die Menschen zu wirken.“

„Wer legt Dir diese Pflicht auf, wen machst Du dadurch glücklich — glaubst Du, die Welt könne ohne Dich und Dein eingebildetes Talent nicht bestehen?“ fragte der Onkel spöttisch und verächtlich.

„Die Welt kann Jedem entbehren, jeder Platz ist ausfüllbar, unerseglieh ist Niemand, dennoch ist es an Jedem, mit dem Pfunde zu wuchern, welches Gott ihm verlieh, und das zu thun und zu verrichten, wozu das Schicksal ihn ruft.“

„Und Dir hat das Schicksal eine so große Mission anvertraut, unter die Komödianten zu gehen, und den Männern mit Deinen Augen, Deiner herrlichen Gestalt die Köpfe zu verdrehen — zum ersten Male, daß die Schönheit einer Frau unseres Hauses zu solchem Zwecke dient.“

Isabelle war todesbläß geworden. Diese Kränkung war zu stark, als daß dieselbe sie in Leidenschaft gebracht hätte. Mit unnachahmlicher Hoheit richtete sie ihre stolze Gestalt noch höher empor, und mit einem Blicke, vor dem die Augen des Oheims sich senkten, sagte sie:

„Onkel, ich bitte, so lange ich noch den Namen trage, den ich führe, diesen erlauchten Namen nicht zu beschimpfen, ich verlange, daß, so lange ich noch in diesem Hause weile, Du meiner Würde als Frau nicht zu nahe trittst!“

„Du wirst noch andere Kränkungen und Beleidigungen in Deiner neuen Stellung erfahren.“

„Ich werde mich davor zu schützen wissen.“

„Eine Theaterprinzessin, ein Engel der Unschuld — abgeschmackter Gedanke!“

„Das soll eben meine Aufgabe sein, nicht nur groß als Künstlerin, sondern groß und rein als Frau dazustehen. Ich will es Allen zeigen, daß auch in dieser gefährlichen Lebensstellung das Weib makellos sein kann. Nicht der Schatten eines Verdachtes, nicht der Hauch eines Fleckens soll meinen Namen trüben. Es ist ja keine kindische Grille, nicht befriedigte Eitelkeit, der ich nachstrebe, ich habe ein hohes heiliges Ziel vor meinen Augen, ich vermag nicht dem Drange zu widerstehen. Onkel, lieber theurer Onkel, es wird eine Zeit kommen, da Du mich wieder lieb haben wirst, da Du auch mein Bild hier im Ahnensaale aufhängen und mit Stolz sagen wirst, daß auch ich Ruhm in die Familie gebracht habe.“

„Nimmermehr! Sobald Du wirklich Deinen abenteuerlichen, unweiblichen Vorsatz ausführst, sobald Du die Heimath verläßt, so ist sie Dir auf ewig verschlossen, da reiße ich Dich aus meinem Herzen, und Du gehörst zu den Todten, nicht zu den Gestorbenen, denen man ein liebes ehrendes Andenken bewahrt, sondern zu den Ausgestoßenen, Verschollenen, deren Namen man nicht einmal mehr nennt. Gott schütze mich nur, daß nicht ein unseliger Zufall mich einmal wieder an Dich erinnert, daß mein Auge nicht das Entsetzliche erblickt, Deinen Namen auf dem Theaterzettel zu lesen. Diesen Namen an den Straßenecken prangend, für einige Groschen jedem Laffen das Recht gegeben, seine Klos-

sen darüber zu machen, ihn zu höhnen und zu beschimpfen — heiliger Gott, es ist um den Verstand zu verlieren! Fast möchte ich glauben, Du habest ihn schon eingebüßt.“ Und immermehr gewann die Leidenschaft den Sieg über die ruhige Ueberlegung; drohend bligten die Augen des Greises, als er fortfuhr: „Isabelle, ich werde Dich für unzurechnungsfähig erklären lassen, ich glaube, man könnte kaum schlagendere Beweise für Wahnsinn finden, als die fixe Idee, welche Dich ergriffen hat. Ja, ja, es kann nur Wahnsinn sein, der Kreisphysikus kann das Attest nicht verweigern.“

„Er wird mich nicht für wahnsinnig erklären.“

„Ich will einen Familienrath herbescheiden, besser, daß Du hinter des Schlosses Mauern Dein Leben vertrauerst, als daß Du auf dem unseligen Wege, den Du erwählst, untergehst.“

„Ich würde mich frei machen, Onkel. Du weißt, daß Du keine gesetzliche Macht und Gewalt über mich hast. Mein Vater hat bestimmt, daß ich mit neunzehn Jahren majorenn werde und vor einigen Wochen erreichte ich dies Alter, und kündete Dir dabei meinen Entschluß an, der lange überlegt, reiflich erwogen ist. Ich kann nicht anders, Onkel, vermöchte ich es, schon Dir zu Liebe sollte es geschehen. Dir bleibt also nichts übrig, als mich ziehen zu lassen, wenn Du gütig bist mit Deinem Segen. Um Dir Schmerz zu ersparen, will ich mit dem Tage, da ich das Schloß verlasse, meinem Stande und Namen entsagen, damit er nicht auf den Theaterzetteln stehe; Niemand soll erfahren, wer ich bin.“

„Deinem Namen, Deinem Stande entsagen, wird Dir das so leicht werden?“

„Nicht schwer. Mir ist es gleichgiltig, ob man mich Isabelle Gräfin Waldeck — oder Isabelle Meyer nennt.“

„Nichte — o, Gott, das zu erleben!“

„Ha, Onkel, was liegt denn an dem Namen? Der Werth eines Menschen wird doch nur durch ihn und sein Handeln bestimmt. Die Zeiten sind längst vorüber, da nur der leere Name und nicht der Mensch galt.“

Der alte Herr schaute das Mädchen mit wortlosem Entsetzen an. Endlich fand er die Sprache wieder.

„Also auch die unvernünftigen Freiheitsideen haben Dich in der verwünschten Stadt erfaßt. Es freut Dich wohl sehr, daß man die alten, hochheiligen Vorrechte unseres Standes jetzt mit Füßen tritt und uns den anderen Leuten gleichzustellen sucht —“

„Es kann und muß jeden unparteiischen, aufgeklärten Menschen erfreuen, daß verrottete Vorurtheile und ungerechte Herkommen besserer Einsicht Platz machen.“

Ich meines Theiles habe dem Adel nie eine bevorzugte Stellung zuerkannt —“

„Erst wir, dann unter uns die anderen Menschen.“

„Neben uns Alle, über uns Jene, die nicht der Adel der Geburt, sondern der höhere des Geistes, der Intelligenz, des Talentos auszeichnet.“

„Und als einer seiner glänzendsten Sterne, Du, Isabelle, Gräfin von Waldeck, erste Schauspielerin ihres Jahrhunderts,“ höhnte der Onkel! „Geh, zwischen uns giebt es kein Verständniß mehr. Ich hatte gehofft, das Weilen hier im Ahnensaale, der Anblick Deiner edlen Vorfahren, solle Dich zurückführen zur Vernunft, werde Dir die Pflichten, die Du Deinem Stande schuldest, klar machen. Aber hier, gerade hier an dieser feierlichen Stätte, hast Du Dich nicht entblödet, mir Dinge ins Gesicht zu sagen, die ich kaum anhören durfte. Wir sind fortan geschieden; ziehe hinaus Deiner lockenden, sündigen Bahn entgegen, ich halte Dich nicht. Nicht meinen Fluch will ich Dir mit auf den Weg geben, auch ohne ihn wirst Du elend genug werden, indem Du Dich selbst um das höchste und heiligste Glück des Weibes bringst: Gattin und Mutter zu sein. Ja, so wird es werden, Du wirst stets einsam bleiben, kein ehrbarer, rechtschaffener Mann Deines Standes wird eine Komödiantin zur Frau wählen — doch freilich, Du könntest ja eine Mißheirath thun, was wäre Dir jetzt noch unmöglich?“

Isabelle stammte nicht empor. Nun die Stunde der Trennung so nahe war, da sie auf immer von ihm scheiden sollte, der, wenn er sie auch nie verstanden, nie in ihrer Eigenthümlichkeit recht erfaßt hatte, ihr doch ein sehr gütiger Onkel, ja, fast ein Vater gewesen war, jetzt wogte und wallte die alte Liebe zu ihm — welche in der letzten Zeit durch die Kämpfe zwischen ihnen erschüttert worden — wieder hoch auf in ihrem Herzen, und Trauer und Schmerz zogen durch ihre Brust. Die goldene Kindheit, mit ihren süßen, unschuldsvollen Freuden erstieg wieder, und die Erinnerung webte Zauberringe, welche ihre Seele umspannen und sie fesseln zu wollen schienen. Ihr bangte plötzlich vor der großen kalten Welt, in der sie so ganz einsam stehen würde, vor dem Leben, das so dunkel und unbestimmt vor ihr lag. Hier Schutz, Schirm und sorgende Liebe, den Segen der Heimath um sich — dort die ungewisse Zukunft, in die sie dennoch hinein ziehen mußte. Mühte, ja, sie konnte nicht davon absteigen, aber ein Gefühl seltsamen Bangens und Schutzsuchens, eine Weichheit und Behmuth, die ihr sonst fremd, erfaßten ihr Inneres.

„Onkel, gieb mir Deinen Segen! Laß mich nicht hinaus in die Welt, mich, die Waise, das letzte Kind Deines theuren Bruders, schicke mich nicht fort aus der Heimath ohne ein Wort der Liebe!“

Schluchzend war Isabelle dem Oheim zu Füßen gesunken, flehend streckte sie die Hände empor. Aber Schmerz und Zorn hatten sein Herz jetzt gegen sie verhärtet; mit eifriger Kälte entgegnete er dem warmen Bitten:

„Ist dies vielleicht schon die Probe zu einem Drama? Ja, Du hast unverkennbares Talent zur Komödiantin, selbst richtige, klare Thränen kannst Du weinen —“

Das junge Mädchen schnellte empor, sie sprach nicht, doch ihr Blick sagte genug. Jetzt stand sie kalt und ruhig vor ihm, und ihre Mienen schienen auszudrücken: „Besser, daß wir uns so gegenüber stehen, so fühle ich mich kräftiger und stärker.“

„Sage, wohin mein Geschäftsführer Dir die Zinsen Deines Vermögens schicken soll, oder wünschst Du das ganze Kapital ausgezahlt zu haben? Du hast nur zu bestimmen, Du bist ja majorenn.“

„Die Zinsen werden genügen, wie ich hoffe, ich will die Adresse hinterlassen.“

„Wann gedenkst Du zu reisen?“

„Morgen.“

„Allein?“

„Frau Linde wird mich begleiten und bei mir bleiben.“

„Natürlich nimmst Du Dein Kammermädchen mit, und welchen der Diener erwählst Du zu Deinem Schutze? Eine Gräfin Waldeck kann nicht ohne männliche Bedienung reisen.“

„Isabelle Meyer oder Müller wird für's Erste Diener und Jungfer entbehren, und wenn sie später ihrer bedarf, so würde es sich besser eignen, fremde Leute in Dienst zu nehmen, die nichts von ihrer Vergangenheit wissen.“

„Das ist richtig; ich bewundere Deinen praktischen Verstand. So wäre denn weiter nichts zu besprechen. Es ist Alles abgemacht.“

„Alles.“

Der Graf schellte. Nach kurzer Zeit erschienen die Diener und leuchteten der Herrschaft wieder voran nach den bewohnten Räumen des Schlosses. Vor dem Speisesaale trennte sich Isabelle von ihrem Oheim und begab sich nach dem Flügel, in welchem sich ihre Zimmer befanden.

Die Kerzen im Ahnensaal erloschen; bald lagen Stille und Dunkelheit über dem alten Schlosse und

nur im westlichen Thurme sah man noch einige matt erleuchtete Fenster. Konnte Isabelle in der letzten Nacht in der Heimath keine Ruhe, keinen Schlaf finden?

2.

Klar und frisch, ein echter schöner Herbsttag, brach der Morgen an. Der erste Sonnenstrahl weckte Isabelle aus einem unruhigen Schlummer, der sich noch spät auf ihre müden, überwachten Augen herabgesenkt hatte. Schnell sprang sie empor von ihrem Lager und war bald angekleidet. Sie stieß die hohen Bogenfenster ihres Thurmzimmers auf und trank voll Entzücken die reine, balsamische Morgenluft und ihre Augen weiteten mit Wonne und Behmuth auf der reizenden Aussicht vor ihr. Zu ihren Füßen der Park mit seinen uralten, herrlichen Bäumen, in deren Schatten das Kind zur Jungfrau herangewachsen war, deren Rauschen und Säuseln sie oft in Schlaf und süße Träume gewiegt. Waren die vollen, üppigen Blätterkronen auch schon etwas gelichtet, so prangte und schillerte das Laub doch in so anmuthiger vielfältiger Farbenpracht, wie sie nur der Herbst der Natur als Schmuck verleiht. Weiterhin lagen fruchtbare Wiesen, Felder und Tristen, links das Dorf mit seinen hübschen, baumumstandenen Häusern, rechts der klare See, mit dem dunklen Walde dahinter, und in weiterer Ferne zogen sich die blauen Berge dahin, hier und dort noch in den Dufte des Morgens gehüllt, während an anderer Stelle schon die volle Sonne ihre goldigen Lichter darauf streute.

Es war als wenn die Heimath noch einmal im schönsten, reichsten Schmucke vor Isabelle hintrat, sie zu locken mit fesselndem Zauber, sie zu binden an die Scholle Erde, welche so reich, so ergiebig, fast einem kleinen Fürstenthume vergleichbar war, dessen Herrscherin sie bis jetzt gewesen, und das sie ganz ihr eigen nennen konnte, wenn sie nur dem Wunsche des Onkels sich füge. Sie war aufgewachsen, sich als die Erbin, die spätere Herrin von dem Allem betrachtend; selbst in den Lieblingsplan des Onkels, daß sie den Sohn eines jüngeren Bruders von ihm, den hübschen, gutherzigen Better Ehrich heirathen solle, hatte Isabelle sich anscheinend willig gefügt. Es war ihr von Kindheit an so oft gesagt worden, welch schönes und glückliches Paar sie werden würden, daß sie als gewiß angenommen, es müsse so geschehen. Und überdies war Erich so hübsch und brav und that ihr in Allem den Willen, wenn er die Ferien über auf dem Schlosse weilte, daß Isabelle

wenig an ihm auszusetzen fand und sich stets auf sein Kommen herzlich freute. Sobald er sich einmal erkühnte, ihr zu widerstreben, da sagte sie gleich mit blitzenden Augen:

„Erich, wenn ich erst Deine Frau bin, dann werde ich nicht den geringsten Widerstand ertragen, da mußt Du Alles nach meinem Willen thun.“

Und wenn er lachte und doch im trotzigem Knabenübermuth auf seinem Sinne beharrte, so fügte sie wohl hinzu, aber ernst und fest und mit einem Blicke, vor dem ihm das Herz sank:

„Fährst Du so fort, werde ich nie Deine Frau. Ganz gewiß nicht; von Dir beherrschen lasse ich mich nicht; weder von Dir, noch von einem Anderen.“

Und das Ende von jedem solchen kleinen Zwiste war, daß er nachgab, „der Heze“ den Willen that, wie der Onkel oft brummend sagte, obgleich er nicht viel weniger unter Isabellens Scepter stand. Wenn nur Erich ihr nicht so viel nachgegeben, wenn er ihr gegenüber nur etwas mehr seinen wahren Charakter aufrecht erhalten hätte, der fest und männlich war, wenn er sie nur etwas weniger geliebt, vielleicht wäre Alles anders und besser geworden. Vielleicht, daß Isabelle ihn doch lieben gelernt, so aber hatte die freundschaftliche Zuneigung, die in seinem Herzen sich zu glühender wahrer Liebe entfaltete, bei ihr nie einen wärmeren Hauch angenommen. Und als ihr nach jenem Aufenthalte in der Residenz das wahre Leben erst aufging und all die traumhaften Räthsel und Ahnungen, welche sie in der grünen Dämmerung des Parks, in dem stillen Walde zu Hause umschwebt hatten, mehr zur Klarheit kamen und bestimmtere, reale Gestalten annahmen, da fühlte sie es, wußte es genau, daß sie Erichs Weib nimmer werden könne und dürfe, daß sie nicht zu heirathen vermöchte ohne Liebe.

O, es war eine bittere, schwere Stunde, es war der erste derartige Schmerz, welcher in ihr friedliches, glückliches Leben griff, als sie der Stimme der Liebe, die so voll und reich aus seinem Herzen zu ihr sprach, nicht in gleicher Weise antworten konnte, als sie nicht nur des Onkels Lieblingsplan vernichtete, Erichs Jugendtraum zerstörte, alle Hoffnungsblüthen knickte, sondern ihn hinaus sandte in die Verbannung — vielleicht den Tod zu suchen und zu finden in der Fremde. Denn der sonst so stille und vernünftige Erich war in seinem Schmerze so sinnlos und wild, daß selbst Isabelle nichts über ihn vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Ein Postscriptum.) Es ist ein schon sehr alter Witz, wenn man behauptet, daß die Damen gewöhnlich in ihren Briefen die Hauptsache für das Postscriptum aufsparen und daß man eigentlich allemal ihre Briefe von rückwärts zu lesen anfangen müßte, wenn man den Zweck derselben sofort zu wissen wünschte. Es läßt sich indessen nicht läugnen, daß etwas Wahres an der Sache ist, wenn auch nicht im Allgemeinen, denn es giebt sehr viele Damen, und zwar sind dies grade die gelibtesten Brieffschreiberinnen, die nie eine Nachschrift zu ihren Episteln hinzufügen, während Diejenigen, welche selten Briefe schreiben, nicht bloß ein, sondern zwei bis drei Postscripta daranhängen, weil sie immer noch etwas vergessen zu haben glauben. Ein eclatanter Fall zur Bewahrheitung des Vorwurfs trug sich neulich in Amerika zu. Eine junge Dame aus Indiana war auf einige Zeit nach Maryland auf Besuch zu Verwandten oder Freunden gegangen und nach einigen Wochen erhielten ihre Eltern folgenden Brief von ihr.

„Liebe Eltern!

Ihr hattet ganz Recht, als Ihr bei meiner Abreise sagtet, daß es mir hier sehr gut gefallen würde — ich amüßte mich hier in der That so sehr, daß ich, aufrichtig gestanden, noch nicht einmal die Zeit gefunden, mich nach Euch zurückzusehen, so groß auch meine kindliche Liebe für Euch sein mag. Die lieben Verwandten haben mich mit der herzlichsten Freundlichkeit aufgenommen und thun alles Mögliche, um mir meinen Aufenthalt hier recht angenehm zu gestalten. Die Gegend ist reizend und wir benötigen jeden schönen Tag, um Ausflüge mit Bekannten in die Umgegend zu machen. Man hat mir ein wunderhübsches und sehr wohlgezogenes Pferd zur Verfügung gestellt und ich habe schon große Fortschritte in der edlen Reitkunst gemacht, was unbedingt nothwendig war, da alle unsere hiesigen Bekannten, worunter ich sehr angenehme Leute kennen gelernt habe, beritten sind — es wäre außerdem auch gar nicht möglich, weitere Partien zu unternehmen.

Ich gedenke noch länger hier zu bleiben und bitte daher, mir meine sämmtlichen Kleider und alle Wäsche, die Ihr noch in meinen Schüben findet, herzuschicken. Wenn ich Geld bedarf, werde ich mit Deiner Erlaubniß, lieber Vater, bei dem Bankier D. in N. auf Dich ziehen; solltest Du dies nicht wünschen, so schicke mir selbst eine beliebige Summe her.

Vergeßt auch nicht, mir die übrigen Musikalien und Bücher herzuspediren. Wie geht es Arabella? Hat der junge Keane sich ihr noch immer nicht erklärt? Der Mensch scheint etwas langweilig zu sein — ich weiß Andere, die sich so etwas weniger lange überlegen.

Nun lebt wohl, theure Eltern; ich verbleibe mit den Versicherungen meiner kindlichsten Ergebenheit

Eure treue Tochter

Elisa Seymour.

P. s. Aus meiner Unterschrift werdet Ihr ersehen, daß ich mich verheirathet habe; es geschah heute vor acht Tagen.“

Die Eltern waren nicht wenig erstaunt über diese unvorbereitete Nachricht; als echte Amerikaner waren sie indessen an solche Selbstständigkeit von Seiten ihrer Kinder gewöhnt. F.

(Eine fatale Ueberraschung.) Vor etwa fünf Jahren lebte in Cincinnati, der Hauptstadt des Staates Ohio, ein junges Ehepaar. Mann und Frau liebten einander auf das Zärtlichste, aber sie befanden sich in keiner besonders brillanten Lage und so beschloß denn der junge Mann, Edward Carey, in den Goldminen von Californien sein Glück zu suchen und dann, wenn er genüg zusammengebracht, seiner Familie dadurch eine sorgenlose und bessere Lage zu bereiten. Er ging fort, muthigen Sinnes aber schweren Herzens, denn es that ihm weh, seine hübsche, junge Frau und seine drei kleinen Kinder zu verlassen. Während eines ganzen Jahres nach seiner Abreise in den Goldstaat schrieb er seinem Frauchen sehr fleißig und schickte stets so viel Geld mit, daß die Seinigen davon leben konnten. Plötzlich hörten jedoch seine Briefe auf; Pauline Carey stellte alle möglichen Nachforschungen deswegen an und wartete voll Herzensangst auf ein Lebenszeichen des Gatten — aber umsonst, und so entschloß sie sich denn, mit ihrer Hände Arbeit mühsam das Brot für sich und ihre Kinder zu verdienen.

So gingen einige Monate hin, da erhielt die junge Frau durch eine Bekannte, deren Bruder ebenfalls in Californien weilte, die Nachricht, ihr Mann habe in einer der Minen seinen Tod gefunden; bald darauf erhielt sie auch einen Brief von einem seiner Kameraden aus Californien, welcher diese schmerzliche Mittheilung bestätigte.

Pauline betrauerte ihren Gatten auf das Tiefste und lebte fortan nur für ihre Kinder, die sie durch ihre unermüdbliche Arbeit erhielt; nachdem ihr drei traurige Jahre des Wittwenstandes verflossen waren, machte sie jedoch die Bekanntschaft eines Italieners, Joseph Reibo genannt, welcher eine heftige Liebe für sie faßte und dem es auch endlich gelang, ihre Gegenliebe zu gewinnen. Sie verheirathete sich vor einem Jahre mit ihm, er war der beste Vater für ihre Kinder, und sie lebten vollkommen glücklich mit einander — nur sollte dieses Glück nicht von langer Dauer sein.

Eines Sonntags, es war am 21. Februar, als die Gloden die Gläubigen eben zur Kirche riefen, wanderte ein härtiger, sonnenverbraunter Mann, der eben mit dem Frühzuge in Cincinnati eingetroffen war, in der Gegend von Paulinens früherer Wohnung umher und erkundigte sich nach ihr und ihren Kindern. Es war Niemand Anderes als Edward Carey, der Todtgeglaubte. Die Nachbarn, an die er sich wendete, erkannten ihn und waren sehr erschrocken über sein Wiedererscheinen als Lebender. Nach längerem Zögern theilten sie ihm auf seine ängstlichen Fragen endlich mit, daß seine Frau, wie alle Welt überzeugt, daß er seit drei Jahren todt sei, eine zweite Ehe eingegangen sei.

Der arme Carey war wie vom Donner gerührt und konnte sich noch nicht entschließen, an ein solches Unglück zu glauben; er ließ sich die Wohnung des Ehepaares bezeichnen und eilte dahin, um sich selbst zu überzeugen. Er klopfte an die Thür; ein schwarzbärtiger Italiener von mehr als sechs Fuß Länge öffnet ihm.

„Wohnt Mistress Keibo hier?“ fragt Carey denselben.

„Ja, mein Herr, bemühen Sie sich gefälligst herein.“

„Sehr gern. Wären Sie wohl so gütig, ihr zu sagen, daß ein Fremder sie zu sprechen wünsche?“

„Gewiß.“

Der Italiener führt den Unbekannten in das Besuchszimmer und ruft dann die Treppe hinauf: „Pauline, komm doch herunter, hier ist ein Herr, der Dich zu sprechen wünscht.“

Nach Verlauf einiger Minuten eilt Pauline mit höflichem Lächeln herbei; trotz dem etwas veränderten Aussehen erkennt sie augenblicklich ihren früheren Gatten, der sich erhoben hatte, um ihr entgegen zu gehen. Sie tritt einen Schritt zurück, wird todtbleich, indem sie ruft: „Großer Gott! Edward Carey!“ — und fällt bewußtlos zu Boden.

Beide Männer stürzen auf sie zu und beeilen sich, sie aufzuheben. Als sie wieder zu sich gekommen war, theilt Carey dem Mr. Keibo mit, daß er der erste und einzig legitime Gatte Paulinens sei und daß die einzige Ursache, weshalb man so lange keine Nachrichten von ihm erhalten, die gewesen sei, daß er bei dem Auffuchen eines neuen Goldlagers von Indianern gefangen und zu ihrem Stamme geschleppt worden sei, wo er über drei Jahre als Gefangener bleiben mußte, ohne irgend etwas von sich hören lassen zu können. Endlich sei es ihm gelungen zu entfliehen, wieder nach Californien zu gelangen und von da aus nach Cincinnati zurückzukehren.

Keibo ließ ihn sprechen, ohne ihn zu unterbrechen; dann erwiderte er ihm, daß seine Erzählung nichts an der Sache ändern könne, daß Pauline auch seine rechtmäßige Gattin sei und daß er nicht auf sie verzichten werde.

Die Unterredung erhitzte sich immer mehr und ehe die noch halbbetäubte Frau als Vermittlerin auftreten konnte, zog Carey einen Revolver aus der Tasche, richtete ihn auf Keibo und erklärte ihm, daß er ihn erschießen würde, wenn er nicht sofort das Feld räume. Der Letztere beeilte sich, diesem Verlangen Folge zu leisten, aber nur, um vor Gericht eine Klage gegen Carey wegen Hausfriedensbruch und versuchten Mords anzubringen; Carey wurde festgenommen.

Die Sache kam am nächsten Tage zur Verhandlung. Der erste Mann erzählte Dasselbe, was wir oben mitgeteilt haben und suchte sich wegen der gegen ihn gerichteten Anklage zu rechtfertigen, indem er behauptete, die Wohnung seiner Frau sei auch die seinige, und er habe das Recht, jeden widerrechtlichen Eindringling daraus zu vertreiben.

Keibo seinerseits bestritt durch seinen Trauschein, daß er in der That der rechtmäßige Ehemann Paulinens sei.

Der Richter wendete sich nun an diese, welche heiße Thrä-

nen vergoß, mit der Frage: „Ist einer dieser beiden Männer Ihr Gatte?“

Pauline entgegnete schluchzend: „Sie sind es Beide. Da ich gehört hatte, daß mein erster Mann todt sei, habe ich mich drei Jahre darauf mit dem zweiten verheirathet. Ich habe Carey stets innig geliebt, so lange ich ihn am Leben glaubte, und dann faßte ich eine große Zuneigung zu Keibo, der immer ein vortrefflicher Ehemann für mich gewesen ist.“

Richter: „Aber was gedenken Sie zu thun? Wollen Sie mit Ihrem ersten Manne leben, der eigentlich der rechtmäßige ist, oder mit dem zweiten, der es in Folge eines Irrthums wurde, woran Sie ganz unschuldig sind?“

Pauline: „Meine Pflicht und mein Wunsch ist, mit dem ersten Manne Edward Carey zu leben.“

Die hierauf folgende Scene läßt sich schwer beschreiben. Carey und Pauline stürzten sich weinend in die Arme, während der unglückliche Keibo erst wie versteinert dafuß und dann das Gesicht mit beiden Händen bedeckte und schluchzte. Der Richter drückte ihm seine Theilnahme aus, empfahl ihm jedoch, sich in sein Schicksal zu fügen und die Ruhe der wiedervereinigten Gatten nicht zu stören. Carey führte seine Frau triumphirend fort und verließ mit ihr und den Kindern bald darauf Cincinnati, ohne zu sagen, wohin sie gingen, um den Italiener ohne jede Spur zu lassen, da er ihm doch nicht ganz trauen mochte.

F.

(Wie die Geschichte geschrieben werden soll.) Victor Hugo in seinem neuesten Werke „William Shakespeare“ (Leipzig, Steinacker) sagt:

Daß die Geschichte in anderer Weise als bisher zu schreiben ist, unterliegt wohl keinem Zweifel. Kriegslärm, fürstliche Heirathen, Tausen und Begräbnisse, Hinrichtungen und Feste, Heldthaten des Schwertes und Beiles, große Reiche, große Steuern, große Tragödien mit kleiner Intrigue; der Castagnettentanz des Cardinals Richelieu in Schäferkleidung vor der Königin von Frankreich; die verschiedenen Potemkins Katharinas II., hier Orloff, dort Obooy u. s. w., das war bisher die Geschichte. Die Geschichte hat bisher nur den Hof gemacht. Bossuet schildert hier und da bemäntelnd die schreckliche Geschichte der mit Verbrechen bedeckten Throne und begnügt sich mit der Bemerkung: Gott hält das Herz der Könige in seiner Hand. — Gott aber hat keine Hand und solche Könige haben kein Herz.

Diese sonstige Geschichte ist gutmüthig gegen die Fürsten. Sie drückt gefällig die Augen zu, wenn eine Hobeit sagt: Geschichte, steh' einmal nicht her. Sie läugnet nun frech was ihr zu sagen verboten war; Morevi nennt die Bartholomäusnacht eine „Unordnung“ und Chaudon die Du Barry „eine Dame vom Hofe.“ Die Geschichte läßt die Matrage, unter welcher Johann II. von England den Herzog von Glocester in Calais erstickt, für einen Schlaganfall gelten. Warum ist in dem Sarge im Escorial der Kopf des Infanten Don Carlos von dem Rumpfe getrennt? Philipp II., der Vater, antwortet: weil, als der Infant starb, der bereit gehaltene Sarg nicht lang genug war, so mußte man den Kopf abtrennen. Die Geschichte glaubt

an den zu kurzen Sarg. Daß der Vater den Sohn habe ent-
haupten lassen, psui! Nur Demagogen können dergleichen sagen.

In England nennt man solche Geschichtschreibung „loyal“. In England heißt royalistisch sein, loyal sein. Ein Demokrat ist unloyal, gewissermaßen unehrenhaft.

Der König bezahlt, das Volk nicht. Das ist so ziemlich das Geheimniß solcher Art Geschichtschreibung. Sie hat auch ihren Abflasterer.

Ehre und Gewinn werden getheilt; die Ehre erhält der Gebieter, den Gewinn der Geschichtschreiber.

Was geschieht im Louvre? Was im Vatican? Was im Serail? Was in Windsor? Was in Schönbrunn u. s. w.? Keine andere Frage. Es giebt nichts Anderes von Interesse für das Menschengeschlecht als zehn oder zwölf Häuser, in denen die Geschichte Portiersdienst leistet.

Was den König, den Krieger, den Fürsten, den Thron und den Hof betrifft, so ist da nichts klein und unbedeutend. Eine Stiftenfrage, eine Jagd, ein großes Feder, viele Wagen, die Uhren Karls V., die Schlösser Ludwigs XVI., die Bouillon, welche Karl X. bei seiner Salbung ablehnte, wie der Prinz von Wales im Oberhause sitzt nicht als Prinz von Wales, sondern als Herzog von Cornwallis &c. &c., alles dies ist wichtiges historisches Material. Eine Stumpfnase ist historisch, kurz alle fürstlichen Nichtigkeiten spielen eine Rolle in dem Menschengeschicht und Krieg und Frieden, die Thätigkeit von Heeren und Flotten, Rückschritt oder Fortschritt hängen von der Tasse Thee der Königin Anna oder von dem Fliegenwedel des Dey von Algier ab. Die Geschichte geht hinter all diesen Nichtigkeiten her und notirt sie gewissenhaft. Weil sie solche Dinge kennt, ist es ganz natürlich, daß sie von andern nichts weiß. Wenn man wissen will, wie der englische Kaufmann hieß, der 1612 zuerst von Norden her nach China kam oder der Bürger, welcher die Stände zu Tours unter Karl III. veranlaßte, das Prinzip der wählbaren Beamten anzunehmen, oder der Steuermann, der 1405 die canarischen Inseln entdeckte, der Römer, welcher die Pflasterung der Straßen durch den Bau der Appischen Straße 312 vor Christi erfand &c. &c., so vermag die Geschichte keine Auskunft zu geben; sie giebt sich nicht mit so geringen Dingen und so gemeinen Menschen ab.

In Nürnberg am Regidien-Platz in einem Hause, in einem Zimmer, steht auf einem eisernen Dreifuße eine kleine hölzerne Kugel, die mit Pergament überzogen ist und sonst mit rothen, gelben und grünen Strichen bedeckt war. Es ist eine Erdkugel, auf der die Erde im 15. Jahrhundert einigermaßen dargestellt ist. Auf diesem Globus, unter dem 14. Grade der Breite, unter dem Zeichen des Krebses, ist eine Art Insel Antilia angegeben, welche eines Tages die Aufmerksamkeit zweier Männer erregte. Der Eine, welcher den Globus gefertigt und die Insel angegeben hatte, zeigte Antilia dem Andern und sagte: da ist er. Der Mann, welcher hinsah, hieß Christoph Columbus, der andere Martin Behaim. Antilia ist Amerika. Die Geschichte spricht

von Cortez, der Amerika verwüstete, aber nicht von Behaim, der es ahnte. Im Jahre 1747, mitten im achtzehnten Jahrhundert, unter den Augen der Philosophen, verdrängten Schlachten und Belagerungen die großartige Entdeckung, welche heutzutage die Welt umgestaltet, die Electricität. Solche Geschichte lehrt und lernt man; alle jungen Köpfe sind voll davon, wir Alle sind ihre Opfer.

In dieser Geschichte ist Alles, nur keine Geschichte, viel von Fürsten, Monarchen und Feldherren, wenig von dem Volke, den Sitten und Gesetzen, nichts von der Literatur, den Künsten, den Wissenschaften, der Philosophie, der Bewegung des allgemeinen Gedankens, mit einem Wort von dem Menschen. Die Civilisation datirt von Regierungen, nicht vom Fortschritt. Die großen Männer, die ihn förderten, werden nicht erwähnt. Man sagt, wie Franz II. auf Heinrich II. folgte u. s. w., aber nicht wie Watt auf Papin und Fulton auf Watt folgte. Vor der Fürstendynastie sieht man die Genie-Dynastie nicht. Nicht zu wissen, daß Philipp IV. nach Philipp III. kam, ist eine Schande, aber ein Skandal fast ist es, zu wissen, daß Kant Descartes, Luther Huf, Voltaire Luther fortsetzte.

Es ist Zeit, daß dies anders werde; es ist Zeit, daß die Männer der That zurück und die Männer des Gedankens vortreten. Wo der Gedanke, ist die Macht. Es ist Zeit, daß die Genies vor die Helden treten. Es ist Zeit, daß man dem Kaiser gebe was des Kaisers ist und dem Buche, was des Buches ist. Manches Gedicht, manches Drama, mancher Roman thut mehr als alle europäischen Höfe zusammen. Es ist Zeit, daß die Geschichte jedem Einflusse sein rechtes Maß gebe und aufhöre, den Zeiten, welche nach dem Bilde der Dichter und Philosophen gemacht sind, Königsmasken vorzuhalten. Wessen ist das achtzehnte Jahrhundert? Ludwigs XV. oder Voltaires? Man vergleiche Versailles und Ferney und sehe zu, von welchem dieser beiden Punkte Civilisation ausgeht.

Ein Jahrhundert ist eine Formel, eine Epoche der Ausdruck eines Gedankens. Jede Helle ist irgendwo in eine Flamme verdichtet, jede Zeit in einen Menschen. Stirbt der Mann, so ist die Epoche geschlossen. Gott schlägt ein Blatt um. Der Tod Dantes ist der Punkt hinter dem 13. Jahrhunderte. Huf kann nun kommen. Der Tod Shakespeares ist der Punkt hinter dem 16. Jahrhunderte. Nach diesem Dichter, welcher die ganze Philosophie enthält, können die Philosophen kommen, Pascal, Descartes, Molière, Montesquieu, Rousseau. Der Tod Voltaires ist der Punkt hinter dem 18. Jahrhunderte. Die französische Revolution kann erscheinen.

Wer beherrscht die Zeiten? Ein Kopf, der eine Krone trägt oder ein Kopf, der einen Gedanken enthält? Die Aristokratie oder die Idee?

Was ist ein Eroberer neben einem Weisen? Der, durch welchen man denkt, ist der rechte Eroberer. In der künftigen Geschichte wird mancher Dichter und Schauspieler schwerer wiegen als mancher Kaiser. —